

Geburtstag

Gene Hackman wird achtzig
Hart wie die Welt

Er kann von der Leinwand schauen wie ein Schlagring mit der bösen Lust, tätig zu werden, aber hart sein ist nicht alles, was Gene Hackman draufhat. Der am 30. Januar 1930 in San Bernardino Geborene hatte eine harte Jugend, die er

selbst mit 16 für beendet erklärte. Da hat er sich zu den Marines gemeldet, um das Bildungsprodukt, keine Illusionen mehr zu haben, praktisch anwenden zu können. In Francis Ford Coppolas „Der Dialog“ von 1974, in dem Hackman einen Abhörspezialisten spielt, der Jazzfan ist, sieht man die sensible Seite dieses Mannes besonders gut. Fast alle seine Figuren haben eine weiche Seite, auch der cholerische, frustrierte, hasserfressene Polizist Doyle in den meisterlichen Krimis „French Connection – Brennpunkt Brooklyn“ (1971) und „French Connection II“ (1975). Ihre Sensibilität müssen diese Figuren verbergen, abschalten, aus Überlebensgründen überwinden, und das macht sie so gefährlich. Ihre Härte ist nicht instinktiv, sondern Vorsatz, Programm, Destillat grundsätzlichen Nachdenkens über die Welt. In Clint Eastwoods Spätwestern „Erbarmungslos“ (1992) etwa spielt Hackman den Sheriff Daggett, der nicht einfach korrupt oder niederträchtig ist. Nein, Daggett hat sich entschieden, dass Drohungen hier, praktizierter Sadismus da und Pakieren mit diesen und jenen Schurken am ehesten das errichten werden, was er für das stabilste Imitat der sowieso unerreichbaren Zivilisierte hält. Hackman hat dafür einen seiner beiden Oscars erhalten, den anderen für Doyle, aber in seiner Hand wirkt der Oscar besonders klein. Hackmans Figuren behält man in Erinnerung, nachdem Preise längst vergessen sind. *tkl*

Kollektivkunst

Doku komplett aus
Youtube-Beiträgen

Der erste Film, der komplett aus Beiträgen von Nutzern der Videoplattform Youtube besteht, hat jetzt beim Sundance-Festival in den USA Premiere gefeiert. Der Dokumentarfilm „Life in a Day“ zeigt Szenen aus dem Leben verschiedenster Menschen an einem einzelnen Tag, dem 24. Juli 2010. Für Deutschland bekam das Wochen davor ausgewählte Datum eine besondere Bedeutung: Auf diesen Tag fiel die Love-Parade in Duisburg, bei der 21 Menschen ums Leben kamen. Auch Szenen aus Duisburg tauchen in dem neunzigminütigen Film auf.

Die Youtube-Nutzer sollten für das Projekt sowohl aufregende als auch gewöhnliche Szenen aus ihrem Leben hochladen. 80 000 Menschen folgten dem Aufruf und stellten 4500 Stunden Videomaterial zur Verfügung. Der Youtube-Eigentümer Google gewann für „Life in a Day“ Ridley Scott („Bladerunner“) als Produzenten und Oscarpreisträger Kevin Macdonald („Der letzte König von Schottland“) als Regisseur. In die Endfassung schafften es Szenen aus rund 400 Beiträgen. Darunter sind ein Junge aus Peru, der als Schuhputzer arbeitet, ein russischer Extremsportler, eine krebserkrankte Amerikanerin, Fallschirmspringer und Ziegenhirten. *dpa*

Wunderkind aus Luftwurzeln

Jubiläum Franz Liszt war der Liebling der Frauen und der Hohepriester am Klavier. Weil sich im Herbst sein 200. Geburtstag jährt, ist jetzt im Burgenland das Liszt-Jahr eingeläutet worden. Von Mirko Weber

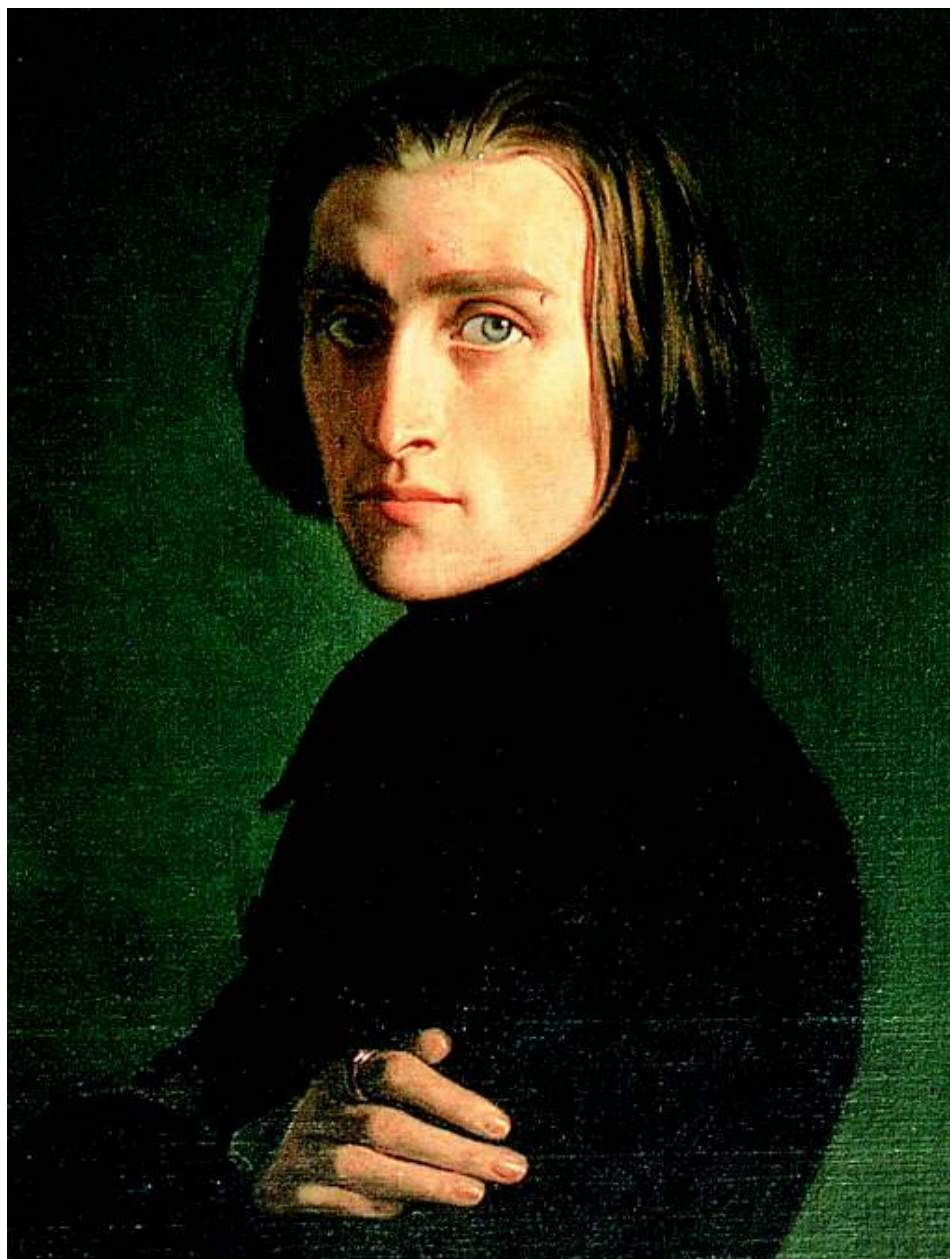
Legenden entstehen oft aus der Überfülle an Stoff. Aber auch wo nichts ist, lässt sich spekulieren, raunen, Alterselbstamtes hineingeheimnissen. Und hier ist fast nichts: Raiding im Burgenland an einem Wintertag und vor der Eröffnung der Feierlichkeiten zur zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Franz Liszt (am 22. Oktober 1811) besteht aus einer Handvoll regionentypisch teils hübsch hingeduckter Häuser – die Grenze nach Ungarn und der Neusiedler See sind nicht weit. Wer aber zu spät kommt in der Provinz des pannonischen Raumes, wo das Leben vordergründig eher piano zu laufen scheint, dem sperrt jedenfalls der Bäcker zu: um 12 Uhr ist täglich Ladenschluss.

Hier also, im sommers auch als Museum zugänglichen Liszt-Haus, nunmehr frisch renoviert, kommt jener Komponist auf die Welt, der später einmal – nach vielem heimatlosem Herumwandern und lange, lange vor dem 20. Jahrhundert – die Tonalität auflösen sollte. Stück für Stück wird er, gerne porträtiert mit wehendem Haupthaar und als Salonlöwe, zum Inbegriff exotisch blühender Romantik werden, andererseits aber auch wieder (in Kompositionen wie „Nuages gris“ oder „Les jeux d’eaux à la Villa d’Este“) die Abkehr davon einleiten. Kurzum: ohne Liszt kein Debussy, kein Mahler, Bartók, Messiaen, am Ende auch kein Schönberg.

Mindestens so haltbar wie entscheidende seiner Werke indes scheinen die sagenhaften Geschichten über Liszt, das wöglich blaublütige Wunderkind und den später recht extravaganten und, nun ja, auch donjuanesken Lebemann und Liebhaber von Lola Montez, vor allem jedoch: Hohepriester am Klavier, Grandseigneur und Götterliebhaber – vom Großkapitel Wagner, Cosima und den Folgen nicht zu reden. Lang genug Anlauf nimmt das Liszt-Jahr immerhin, dass sich vielleicht zwischen Mythe, Mumpitz und Wirklichkeit ein wenig trennen ließe.

Der Gefahr, Legendenbildung neuerer Art zu befeuern, entgeht jedoch auch der österreichische Bundespräsident Heinz Fischer in Raiding nicht, als er die Eröffnungsansprache im 2006 erbauten, sehr schönen Konzerthaus (für 600 Zuhörer) hält: Fischer ist ganz hingerissen davon, dass die „Lisztomanie 2011“, wie die Kampagne heißt, erworben wird von einem Liszt-Konterfei mit cooler Sonnenbrille und Haaren, die ein bisschen nach Falco frisiert sind. Für seine Verhältnisse, die das Differenzierende für gewöhnlich vorziehen, wird Fischer regelrecht plakativ, als er nicht nur „die Idee super“ nennt, sondern überdies wünscht, das ganze Festival möge, ausgehend von Raiding, „super“ sein. Super im Quadrat also, und es wundert dann nicht, dass die offizielle Broschüre zu Franz Liszt unter der Überschrift „Born To Be A Superstar“ vorgestellt wird.

Ins nämliche Horn trompetet die Moderatorin Barbara Rett, als sie sich Liszts Csardas-Bearbeitungen für die nächste



In Raiding, wo er geboren wurde, gilt Franz Liszt als „Superstar“ – der Komponist und Pianist auf einem zeitgenössischen Gemälde von Lehmann. Foto: dpa

JEDER FEIERT SEINEN LISZT: ÖSTERREICH, UNGARN UND DEUTSCHLAND

Veranstalter Seit 2009 arbeiten in Raiding das Klavierduo Eduard und Johannes Kutrowatz an den Programmen. Liszt ist für sie „als Komponist, Weltbürger und Europäer für unsere internationale Tätigkeit als Künstler ein großes Vorbild. Wir wollen versuchen, seine Musik und Virtuosität dem Publikum zu erschließen“.

Programm Konzerte (unter anderem mit Elisabeth Leonskaja) und Ausstellungen finden im Liszt-Haus Raiding, der Pfarrkirche Unterfrauenhaaid, dem Landesmuseum Burgenland und dem Haydn-Haus Eisenstadt statt. Auch Deutschland und Ungarn widmen sich „ihrem „Liszt“ Der österreichische Bariton

Adrian Eröd hat eine Gesamtaufnahme aller Liszt-Lieder begonnen, die im Herbst abgeschlossen sein soll. Lied Edition Vol. 1, Marsyas 961 3202. *miw*

// Weitere Informationen
www.lisztomania.at
www.liszt-2011.de
www.liszt.bayreuth.de
www.liszt-2011.hu

Staffel von „Dancing Stars“ im ORF wünschte, eine Sendung, die jüngst wieder ins Gerede gekommen ist, weil der homosexuelle Moderator, der demnächst mit einem Mann im Arm den Wettbewerb bereichern will, das Missfallen von Niki Lauda erregt hatte. In Sachen Liszt hat sich der Chefreporter Lauda vorerst ein Schweigeverbot auferlegt, obwohl ihn immer Leute interessieren, welche, um es mit Lauda zu sagen, „konzentriert ans Limit gehen“, und wer, wenn nicht Franz Liszt, könnte eben dies vor der Musikgeschichte mit mehr Fug

behaupten. Die Ururenkelin von Franz Liszt schließlich, Nike Wagner, derzeit Chefin des Weimarer Kunstfestes, zeigte sich am deutlichsten inspiriert von der poetischen Seite ihres Ahnen, als sie über dessen „Wurzeln und Flügel“ sprach, wobei sie den aparten Gedanken nährte, Liszt habe eher Luftwurzeln gehabt, wie eine Orchidee, und sei als solche die wohl ungewöhnlichste Blume „unserer abendländischen Musikkultur“. Ein empfindliches Gewächs also, dieser Liszt. Man wird zusehen müssen, dass er richtig gepflegt wird.

Cinemascope

Neu im Kino: „Dickste Freunde“

Die falschen Worte

Blamageangst kennt Ronny (Vince Vaughn) so wenig wie Brusthaarausfall. Elektroautos, erklärt er in Ron Howards Beziehungskomödie „Dickste Freunde“ kurzerhand, seien schwul. Diese Herabsetzung hat in den USA zu Protesten geführt. Schwulenaktivisten forderten den Regisseur auf, die Szene zu schneiden.

Die Diskussion, ob Filmfiguren so reden dürfen wie ihre realen Vorbilder oder ob sie erzieherische Verantwortung tragen, ist interessant, aber „Dickste Freunde“ ist zu fade als Debattenanstoß. Der vielseitige, um nicht zu sagen, chronisch verzettelte Howard („Apollo 13“, „A Beautiful Mind“) erzählt von zwei befreundeten Pärchen, von Seitensprüngen und Loyalitätsfragen. Es geht darum, was man dem anderen sagt und wie man die richtige Sprache dafür findet. Mit Jennifer Connelly, Winona Ryder, Kevin James und Vince Vaughn ist das vorzüglich besetzt, aber das Drehbuch teilt das Problem seiner Figuren. Es findet den richtigen Ton nicht, vor allem nicht für seinen bis zum Schluss seltsam verschämten homosexuellen Subtext: die beiden Männer lieben einander mehr als ihre Frauen. *tkl*

Dickste Freunde. USA 2010. Regie: Ron Howard. Mit Jennifer Connelly, Winona Ryder, Kevin James, Vince Vaughn. **Cinemaxx Mitte und SI, EM, Metropol, Ufa, OF Corso**

Eine Augsburgerin unter Tirolern

Bergblut Der junge Regisseur Philipp J. Pamer hat ein Drama über seine Heimat gedreht.

Von Rupert Koppold



In Gefahr: Franz (Wolfgang Menardi) und Kathrin (Inga Birkenfeld) Foto: Verleih

beiten und Gerätschaften, auch als ethnografisches Interesse deuten, quasi als verlebendiges Heimatmuseum. Sogar der Dialekt wird in diesem mit vielen Laien besetzten Film nicht abgemildert, sondern unterteilt, so hört man etwa, wenn die Bäuerin den Nachtopf knapp neben Kathrin ausleert, das romantikerne Wort „Brunzkachl“. Und der Regisseur stürmt dann

eben nicht mit Franz und Co. in den Krieg, sondern bleibt bei Kathrin auf dem Hof, bleibt auch dann bei ihr, als sie verjagt wird. Sie hat nämlich etwas Ungeheures und Unpatriotisches getan: Als Hofer noch einmal zum aussichtslosen Kampf hetzt, hat sie ihren Franz betäubt und ihm so die Ferse geritzt, dass er kriegsuntauglich ist.

Die Geschichte wird allerdings nicht stringent erzählt, schwankt nicht nur in ihrer Dramaturgie zwischen Holzschnitthaftem und Archaischem hin und her, sondern auch in ihren Absichten. „Bergblut“ kratzt am Mythos Andreas Hofer, stürzt den Aufrehrer aber doch nicht vom Sockel. Wörter wie Antikriegs- oder gar Antiheimatfilm wären deshalb übertrieben, die Außenseiterperspektive jedoch bleibt konstant. Denn „Bergblut“ ist die Geschichte einer Frau aus der Stadt und aus einem anderen Land, die irgendwann mit beiden Beinen in einem warmen Tiroler Kuhfladen steht und lächelt. Und natürlich muss noch erzählt werden, ob sie und Franz wieder zusammenkommen, aber sehr wichtig nimmt der Film die Männer nicht. „Mir san die Weiber, mir tragen des Land!“, sagt eine Frau zu Kathrin. Es ist die vom Andreas Hofer.

Bergblut. Italien, Deutschland. 122 Minuten. Regie: Philipp J. Pamer. Mit Inga Birkenfeld, Wolfgang Menardi. Ab 12 Jahren. **EM**

Der eitle Pfau
spielt famos
die Klarinette

Konzert Martin Fröst gastiert beim Stuttgarter Kammerorchester.

Von Markus Dippold

Den Mut muss man als Musiker erst mal haben. Der schwedische Klarinettenist Martin Fröst war nicht nur Solist und – in Personalunion – Dirigent beim jüngsten Konzert des Stuttgarter Kammerorchesters, sondern gestaltete seinen am Ende heftig bejubelten Auftritt im gut besetzten Mozartsaal auch noch als Tanzperformance. „Peacock Tales“ ist der Titel des knapp halbstündigen, 1998 entstandenen Konzerts des Schweden Anders Hillborg. Die zahlreichen spieltechnischen Herausforderungen, die Experimente mit ostinaten Klangflächen, mit eruptiven Ausbrüchen und transzendent schillernden Linien dienen zur Darstellung eines märchenhaften Subtextes, nämlich der Erzählung des titelgebenden Pfaus.

Zauberstab mit Mundstück

Um diesen Pfau zu visualisieren, zieht sich Martin Fröst, der auch die Uraufführung dieses Werks gestaltet hat, eine graue Maske über, schlüpft in die Rolle des Vogels, kreist und gleitet mit weit gespreizten oder verwinkelt angehobenen Beinen über die Bühne und umtanzt die Klarinette, die auch mal abgestellt wird. Dann wieder verwendet er sie wie einen Zauberstab, handelt sich pantomimisch an ihr entlang, um dann wieder beinahe endlose Phrasen zu spielen, die quer durch das Klangspektrum gehen, von nervösen Rhythmen grundiert sind, exotisch funkeln, kraftvoll aufflattern oder in meditative Ruhe zurücksinken.

Eine eindrucksvolle Leistung, die nur noch von Frösts turbulenter und hochvirtuoser Lesart des ersten Klarinettenkonzerts von Carl Maria von Weber gesteigert wurde. Mit knapper Zeichengebung animiert er als Dirigent das hochmotivierte und sehr aufmerksame Stuttgarter Kammerorchester zu flotten Tempi und stürzt sich als Solist in die halsbrecherischen Figuren, vor allem im aberwitzig schnellen Final-Rondo. Technische Schwierigkeiten scheint dieser junge und virtuose Klarinettenist nicht zu kennen.

Tanzen mit Mozart und Brahms

Frösts Klang ist – von fülliger Wärme ausgehend – vielfarbig, vor allem aber einschmeichelnd. Die subtilen Tönungen im Adagio-Satz, die kaum hörbare Reprise des Themas sind mit vollem Risiko gespielt und steigern nachhaltig die großartige Wirkung dieses Auftritts. Auch das Kammerorchester lässt sich auf diese spiel- und risikofreudige Musizierweise ein und hat hörbar Lust an diesem Tanzprogramm.

Denn genau das, ein Tanzprogramm, war die dramaturgische Linie des Abends, angefangen vom fröhlichen Divertimento D-Dur KV 136 von Mozart bis hin zu der Auswahl „Ungarischer Tänze“ von Brahms, in denen sich das SKO und Martin Fröst die populären Melodien teilen, sehr zur Begeisterung des Publikums, das sich jubelnd zwei Zugaben ertrotzte.

Neu auf DVD: „Rammbock“

Riss durch Berlin

Drunten im Hof brüllen die Zombies. Wir befinden uns in einem ganz normalen, kloßigen Berliner Mietshaus aus einer früheren Epoche scharfer sozialer Gegensätze. Nun ist die Gesellschaft in Marvin Krens „Rammbock“ unübersehbar in zwei Teile gerissen worden: es gibt die Infizierten und die Nichtinfizierten.

Ja, dies ist ein Genrefilm, einer, der die moderne Erscheinungsform der Zombies als tobsüchtige Opfer einer rapide um sich greifenden Infektionskrankheit nutzt. Mit wenig Geld, viel Sorgfalt und Respekt vor der Horrorfilmtradition gedreht, wird diese deutsch-österreichische Koproduktion eben keine Schenkelklopfgaudi. Sie nimmt ihre absurde Grundsituation ernst, sie zeigt beklemmend das Einmaleins des Überlebens, wenn alle Nachbarn zu karnibalen Mordbestien werden: Türen verriegeln, Möbel als Barriere in den Flur rücken, überlegen, wie man an Essen kommt, nachdem man sich in einem Zimmerchen selbst eingemauert hat. Ohne Überanstrengung zeigt dieses konfliktfreudige Werk ein deutsches Unbehagen, nämlich das Gefühl, der öffentliche Raum sei zu einer Kriegszone geworden. *tkl*



Rammbock Filmgalerie 451 DVD. 61 Minuten. Interview mit Marvin Kren, Kurzfilm. Etwa 13 Euro.